

Wo Max Frisch vom Schimmel befreit wird

Wenn Feuchtigkeit, Mäuse oder falsch angerührte Tinten das Papier wegfressen, steigt der Adrenalinpiegel der Buchrestauratoren

Im Atelier des Buch- und Papierrestaurators finden mittelalterliche Inkunabeln und Manuskripte aus dem 20. Jahrhundert auf billigem Industriepapier zusammen, weil sie eines verbindet: Der Zahn der Zeit nagt an ihnen, Mäuse haben sie zerfressen, Buchrücken sind gebrochen, und Ledereinbände zerbröseln.

Roman Bucheli

Fassungslos und etwas eingeschüchtert schaut man hin: Hier badet eine Mitarbeiterin das Papier, ohne mit der Wimper zu zucken, im Wasser, dort schabt einer mit einem Skalpell mübe Klebstoffe unter Wasserdampf vom freigelegten Buchrücken weg, zwei Schritte weiter zerbröseln einem Restaurator ein mehrere hundert Jahre altes Buch fast unter der Hand, und er bleibt dennoch ganz entspannt. Das Auge muss sich erst ein wenig daran gewöhnen, dass hier mit Papier und Büchern anders umgegangen wird, als unsereiner dies aus eigener Anschauung und Praxis kennt. Doch der rustikale Zugriff paart sich hier mit genauer Kenntnis des Materials und mit grossem handwerklichem Geschick. Ein wenig ist es vielleicht wie in der Chirurgie: Auch dort wird forsch und unerschrocken ein Brustkasten geöffnet, um zu ersetzen oder auszubessern, was gerade nützt. Buch- und Papierrestauratoren sind denn die Chirurgen im Reich der Drucksachen – und ihre Kunst beginnt, wo die Kunst der anderen zu Staub zu werden droht.

Verschimmeltes und Zerfleddertes

Unweit von Lenzburg, wo die Agglomeration des Grossraums Zürich längst schon aufgehört hat, das Mittelland aber trotzdem noch lange nicht nach ländlicher Abgeschlossenheit aussieht, hier also, wo die Schweiz weder Fisch noch Vogel ist, kommen in einem unscheinbaren, sanft umgebauten Bauernhaus verschimmelte Manuskripte, zerfressene Bücher oder angesengte Poesiealben aus halb Europa zusammen und unters Messer der Restauratoren. Klöster schicken ihre zerfledderten Inkunabeln hierher, Privatsammler lassen sich ihre spleenigen Hobbys ein kleines Vermögen kosten, und Archive geben falsch gelagerte Manuskripte in die Behandlung. Manches kann gerettet werden und sieht nachher wieder fast wie ehemals und neu aus; was Mäuse weggefressen haben, bleibt indes unwiederbringlich verloren, so dass lediglich das Papier neu aufgebaut werden kann, damit wenigstens die unversehrt gebliebenen Teile wieder benutzt werden können; gelegentlich geht auch etwas unbehandelt an den Besitzer zurück, weil sich der Aufwand nicht lohnt – oder weil selbst die Kunst des Restaurators (noch) an ihre Grenzen stösst.

Acht Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beschäftigt Martin Strebel in seinem Atelier für Buch- und Papierrestaurierung in Hunzenschwil. Doch «Atelier» trifft die Sache nur sehr ungefähr: Genauer müsste der Ort als Werkstatt fürs ganz Grobe und extrem Subtile bezeichnet werden; es ist ein kleines Chemielabor und eine Bastelstube; Spitzentechnologie trifft auf althergebrachtes Handwerk; hier kommen Leim auf der Basis von Weizenstärke und Gelatine aus Knochen und Knorpeln zum Einsatz; feinstes Ziegenleder liegt neben teurem Büttin und hauchdünnem Japanpapier, das so leicht ist, dass es fast schwerelos in der Luft schwebt. Zauberlehrlingen gleich bewältigen diese Handwerker und Nothelfer des Buchdrucks ihre diffizilen Aufgaben; und je erbärmlicher ein solches Buch zugerichtet wurde, mit desto verwegenerem Grimm machen sie sich an die Arbeit. Sie sind Tüftler und Künstler in einem.

Wechselvolle Berufslaufbahn

Beispielhaft kommt diese einzigartige Verbindung von handwerklichem Geschick, Sachkenntnis und Kunstverständnis in der Berufsbiografie des Gründers dieses Ateliers zum Ausdruck: Martin Strebel hat als Chemielaborant angefangen, besuchte darauf die Kunstgewerbeschule in Zürich und die Londoner Chelsea School of Art und liess sich hier zum Plastiker ausbilden. Über das eigene Bildhaueratelier in Wettingen gelangte er ins Wallis, wo er u. a. im Lötschental an der Restaurierung von Altären mitwirkte. Und diese Tätigkeit wiederum führte ihn nach Bern und Zürich. Hier erst lernte er Buch- und Papierrestaurierung sowie Buchbinderei. So aber ergab sich eins aus dem anderen.

Schliesslich habe er sich, so sagt der Handwerker und Restaurator Martin Strebel mit kaum hörbarem Bedauern in der Stimme, als Unternehmer aber bestemt neu erfunden. Zehn Jahre habe es ihn gekostet, bis er auch die Büroarbeit als vollwertige Tätigkeit akzeptieren konnte. Jüngst aber juckte ihn wieder einmal der Berufsstolz, und er wollte



Unter Einsatz von Wasserdampf schabt eine Restauratorin den Leim von einem Buchrücken. ADRIAN BAER / NZZ



Mit Warmluft entfernt Martin Strebel Klebestreifen von einer herausgelösten Buchseite. ADRIAN BAER / NZZ

eine Bibel von A bis Z eigenhändig restaurieren. Jedoch habe er bald einsehen müssen, dass ihm für solche Eskapaden die Zeit fehle. Als Chef der Firma könne er seine Mitarbeiter beraten und unterstützen, für grössere Aufgaben habe er nicht mehr ausreichend Freiraum. Seine Leidenschaft jedoch sei ansteckend. «Ich bin nicht der beste Restaurator», sagt er ohne Koketterie, «aber ich kann das Feuer übertragen.»

Und tatsächlich kommt der Künstler und Restaurator, der Handwerker und Unternehmer auf unserem Gang durch das verwinkelte Atelier richtig in Fahrt. Spürbar wird sein sinnliches und dennoch vollkommen unsentimentales Verhältnis zum Papier und zu den Büchern. Er fasst nicht nur anders danach, er spricht auch anders davon als unsereiner: «Lappiges Papier tönt nicht mehr», sagt er – und achtet gar nicht auf das verständnisblöde Gesicht seines Besuchers. Das Papier habe, so fügt er an, «Klang und Griff». Und noch immer schaut ihn der Besucher sprachlos stauend an. Papier habe auch ein Gedächtnis für Deformationen, sagt er dann, und nun immerhin dämmert dem Besucher ein Bild, und er denkt an die vielen Eselsöhren, die er als Gedächtnisstützen in seine Bücher faltet und die sie also – aber so muss es doch sein! – ihrerseits nicht mehr vergessen werden.

«Die Kunstausbildung», sagt Martin Strebel dann auch noch, «hilft mir, mich in ein Objekt einzufühlen.» Ein Restaurator erhalte das Alte, ohne es zu verändern. Die minimale Intervention sei in ihrer Arbeit die leitende Devise. Gleichzeitig gelte aber auch der Grundsatz, dass das Buch ein Gebrauchsgegenstand sei. «Es muss so restauriert werden, dass es wieder verwendet werden kann.» Das heisst dann so viel wie: Ein gebrochener Rücken wird ausgebessert, eine zerstörte Bindung des Buchblocks wird erneuert, mürb gewordene und halb aufgelöste Ledereinbände werden mit neuem Leder unterzogen, und wo das Papier brüchig geworden ist oder wo Papierverlust droht, wird mit Japanpapier verstärkt oder eine Fehlstelle im Papierbrei neu angefasst. Ein Laie erkennt solche Ausbesserungen kaum von blossen Auge; dem Fachmann jedoch soll die Arbeit des Restaurators (die im Übrigen für spätere Zwecke minutiös dokumentiert wird) nicht verborgen bleiben. Es

geht denn bei der Restaurierung nicht darum, einen vermeintlichen Urzustand wiederherzustellen; vielmehr wird mit Sachverstand und handwerklichem Geschick diskret ausgebessert.

Dazu aber muss zuerst einmal verstanden werden, wie zur Entstehungszeit eines bestimmten Buches Papier geschöpft, Bögen gebunden und Einbände geleimt worden sind. Und es gilt zweitens diese Techniken wieder zu lernen – und die Fehler von damals allenfalls zu vermeiden. Die heute verwendeten Materialien müssen denn über ähnliche Eigenschaften verfügen und eine vergleichbare Haltbarkeit aufweisen wie der Leim, das Papier, die Fäden oder das Leder von ehemals. So greift der Restaurator denn zumal in der Leimherstellung auf althergebrachte Verfahren zurück. Und beim Einkauf der Rohmaterialien geht er weite Wege, um an das korrekt gegerbte Leder oder das beste Japanpapier heranzukommen.

«Homo faber» im Labor

Aus dem 20. Jahrhundert und darum auch nicht sehr alterungsbeständig ist jenes Papier, mit dem die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Ateliers bei unserem Besuch unter anderem gerade beschäftigt sind: Der Schimmelbefall auf dem Typoskript von Max Frischs «Homo faber» geht auf Feuchtigkeit und also auf falsche Lagerung zurück. Schimmel gefährdet nicht nur die Gesundheit der Benutzer, er schwächt und zerstört auf die Dauer das Papier. Es droht hier also der Totalverlust, wenn nichts unternommen wird. Mit dem Skalpell und mit einem Latexschwamm wird der Pilz mechanisch von den Blättern entfernt; wenn möglich im Freien oder allenfalls unter der Abzugshaube und jedenfalls mit Mundschutz, um das Gesundheitsrisiko zu reduzieren.

Risse im Papier und Schwachstellen werden mit Japanpapier hinterlegt und so diskret verstärkt. Ausserdem müssen von den Typoskripten Klebstreifen entfernt werden, deren Klebstoff das Papier zu zerstören droht. Hier helfen einzig noch genaue Kenntnisse der chemischen Zusammensetzung des Leims und der Art und Weise seiner Reaktion mit den Trägermaterialien. Wenn Blatt für Blatt von Frischs Typoskript restauriert sein wird, wartet am

Ende das letzte Blatt, das die Künste des Restaurators freilich ernsthaft auf die Probe stellen wird. Denn dieses letzte Typoskript-Blatt befindet sich in einem fortgeschrittenen Stadium der Zersetzung; es hat sich zudem mit dem Karton des Umschlages so stark verbunden, dass es kaum mehr, ohne Schaden zu nehmen, davon zu lösen sein wird. Wer hier eingreift, riskiert den Totalschaden; wer nichts unternimmt, freilich ebenso.

Martin Strebel zittert ein wenig beim Blick auf dieses Blatt, das den *homo faber* in ihm auf eine ganz eigene Weise herausfordert: Er schreckt zurück und fühlt sich zugleich herausgefordert. Denn er weiss: «Man braucht fünfzehn Jahre, um sich ein Renommee aufzubauen, aber ein Vorfall reicht, um seinen Ruf zu zerstören.» Er wird sich also nicht nur mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern beraten; er wird auch erfahrene Kollegen anderer Ateliers beiziehen, um das Vorgehen zu besprechen und mögliche Optionen zu prüfen.

Von der Tätigkeit der Buch- und Papierrestauratoren erfährt die Öffentlichkeit in der Regel erst, wenn Katastrophen Bibliotheken und Archive heimsuchen: So zerstörte etwa im September 2004 ein Brand die Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar; im Unwetter des Sommers 2005 wurden die im Benediktinerinnenkloster in Sarnen eingelagerten Bestände überflutet; im März 2009 stürzte das Kölner Stadtarchiv mit einer riesigen Dokumentensammlung in eine unterirdische Baugrube. Stets ging bei solchen Ereignissen vieles unwiederbringlich verloren, anderes wurde stark beschädigt; gerade hier vollbringen Restauratoren Erstaunliches, wenn sie retten, wo Laien nur noch verklumptes oder angesengtes Papier sehen.

Heimtückischer Tintenfrass

Im Alltag indessen haben es die Restauratoren mit ganz banalen Zersetzungsprozessen zu tun: Schimmelpilze und Mäusefrass zählen auch dazu, aber vor allem leiden Bücher und Handschriften unter zu vielem und gewiss auch am unsachgemässen Gebrauch: Die Seiten verschmutzen, die Einbände zerfallen, die Heftfäden reissen. Gegen alles wissen die Restauratoren Remedur, und notfalls lösen sie das ganze Buch in seine Einzelteile auf, waschen jedes Blatt einzeln im Wasserbad, bessern den Buchrücken aus oder ersetzen das morsche Holz im Buchdeckel.

Kein Phänomen aber ist heimtückischer und zugleich beunruhigender als der sogenannte Tintenfrass bei alten Handschriften: Die Zersetzung geschieht hier nicht aufgrund äusserer Einwirkung; vielmehr ist es die Schrift selbst, die ihren Träger, das Papier also, allmählich auflöst und damit auch sich selber zum Verschwinden bringt. Die Tinte frisst sich – begünstigt mitunter von den mikroklimatischen Bedingungen – förmlich durch das Papier hindurch, reisst Löcher in die Handschrift, und so löscht ein solcher Text, als wäre er eine Pointe auf die Postmoderne oder eine alchemistische Geheimschrift mit Verfalldatum, sich selber allmählich aus.

Verantwortlich für dieses dramatische und keineswegs seltene Geschehen ist das Eisensulfat, das für die Herstellung der seit vorchristlicher Zeit gebräuchlichen Eisengallustinten verwendet wird. Eisensulfat reagiert mit dem Trägermaterial und mit der Feuchtigkeit in der Luft zu Schwefelsäure. Diese wiederum schwächt und beschädigt allmählich bis zur Entstehung von Löchern das Papier. Der Restaurator behandelt solche Handschriften mit einer mechanischen Stärkung des Papiers und mit einer Stabilisierung der chemischen Verhältnisse. In einem mit Kalk angereicherten Wasserbad baut das Papier eine alkalische Reserve auf, mit der die Schwefelsäure neutralisiert und der Tintenfrass gestoppt wird. Japanpapier dient sodann zur Ausbesserung des beschädigten Papiers.

Papierrestauratoren haben ihre Liebe zum Papier und zum Buch ins nüchterne, robuste Handwerk verwandelt. Sie mögen vielleicht nicht alles gelesen haben, was sie restaurieren, aber wenn sie ein Buch in die Hand nehmen, haben sie den Klang des Papiers im Ohr und fühlen den Griff in den Fingern. Jedoch sind sie – in ihrer beispiellosen Vielseitigkeit – eine aussterbende Gattung. Die zunehmende Akademisierung der Ausbildung, so sagt Martin Strebel, lasse Allrounder mit guter Grundausbildung in Buchbinderei immer seltener werden. Zunehmend werde es schwierig, Mitarbeiter zu finden, die solides Wissen mit handwerklichem Geschick zu verbinden wüssten.

Unbekümmert darum aber fressen sich Mäuse und Tinten durch Inkunabeln und Handschriften, Schimmelpilze und – last, but not least – Leser greifen Bücher und Papiere an. Auch darum setzen Restauratoren heute vermehrt auf Prävention: In den Bibliotheken und Archiven soll mit konservatorischer Beratung vorgesorgt werden, damit die Bestände gar nicht erst zu einem Fall für die Handwerker und Künstler, für die Chemiker und Alchimisten im Reich der Drucksachen werden.